

Das erloschene Licht

Autor(en): **Bieri, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **58 (1954-1955)**

Heft 12

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668705>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS erloschene LICHT

Von Friedrich Bieri

Johann Federmann wohnte im Hause eines Schreinermeisters, das in einem Stadtviertel lag, wohin sich selten Spaziergänger verirren. Aus den Fenstern seiner Stube sah er in einen kleinen Garten, dessen ganzer Reichtum zwei dürrtige Grasflecken, ein Fliederstrauch und eine niemals grüne Laube waren. Gegenüber stand ein Hintergebäude, dessen erstes Stockwerk die Werkstätte von Federmanns Hausmeister enthielt. Eine Treppe höher wohnte er mit Frau und Kind.

Seine Frau war eine stille, bescheidene und fleissige Person. Beider Kind ein Knabe von vier bis fünf Jahren, mit grossen, blauen Augen, welche immer tief erschrocken in die Welt blickten.

Johann Federmann hatte weder Lust noch Zweck, seiner Wirtsleute Familiengeschichte nachzuforschen; nur soviel bemerkte er, dass der Gatte ein fleissiger Mann war. Denn wenn Federmann am Tage von seinem Arbeitstisch aufsaß, fiel sein Blick in die Fenster der Werkstätte auf drei hobelnde, sägende oder hämmernde Gesellen und ihren hobelnden, sägenden oder hämmernden Meister. Nicht selten auch sass der Knabe auf irgendeinem halbfertigen Möbel neben dem Vater und lauschte dem rauhen Geräusch des Hobels mit so gespannter Aufmerksamkeit und tiefsinnigem Gesichtchen, wie etwa Beethoven im gleichen Alter auf Musik gehorcht haben mag.

Aber auch nachts, wenn die Stimmen der Frauen und übrigen Kinder in den umliegenden Höfen verstummten, wenn die Unruhe und Regsamkeit dieser kleinen Welt tiefer Ruhe wich, in die das Tosen der grossen Stadt wie fernstes Meeresrauschen klang, wenn in Küchen und Kammern von Federmanns Nachbarn die Lichter angebrannt wurden und nach und nach wieder verlöschten, auch nachts sah Johann Federmann den fleissigen Meister in der öden Werkstätte hobeln und hämmern und sägen. Das Geräusch seiner Werkzeuge drang zu ihm herüber; die Strahlen seiner Sparlampe vereinigten sich mit dem Schimmer, der aus Federmanns Fenster fiel, und bildeten eine Brücke für seine Gedanken.

Johann Federmann beneidete in solchen Stunden den Handwerker drüben um seine gleichmässige, zielbewusste Tätigkeit! Er selbst lebte in

Einsamkeit; aber diese Einsamkeit war öde und unfruchtbar. Er kämpfte, aber er kämpfte mit Schatten, aber ohne Erfolg ... Diesem schmerzlichen Kampf, der wüsten Zerfahrenheit jener Tage entriss ihn der schlichte, bürgerliche Mann, sein Hausmeister. An seinem Beispiel erstarkte er wieder und lernte die schwierigste Lebenskunst: sich zu bescheiden!

Es war ein trauriges Ereignis, das Johann Federmann dem wackeren Handwerker näher brachte.

Federmanns Ohr hatte sich an das nächtliche Pochen und Sägen, sein Auge an die Lampe gegenüber so gewöhnt, dass er beides fast schmerzlich vermisste, als in einer Juninacht die Werkstätte still und dunkel blieb. Am folgenden Tage arbeiteten die drei Gesellen allein. Sie machten ziemlich früh Feierabend und der Werkssaal blieb nach ihrem Weggang verlassen. Tagsüber hatte es nach langer Hitze und Trockenheit geregnet; mit Sonnenuntergang hörte der Regen auf, aber der Himmel blieb bewölkt. Johann Federmann verliess seine Stube nicht mehr; er schrieb und zerriss dann, was er geschrieben — kurz: er war missmutiger denn je. Zudem schraubte er die Lampe nieder und rückte seinen Lehnstuhl an das offene Fenster. Sein Kopf senkte sich in die Hand und Johann Federmann überliess sich halb schlafend, halb wachend verworrenen Träumen.

In diesem dumpfen Zustande hörte er durch die Nachtstille die Turmuhren in allen hohen und tiefen Tönen zwölf schlagen; sogar die Melodie des Glockenspiels in der fernen Klosterstrasse trug der Lufthauch bis zu Federmann her. Wenige Minuten später schreckte ihn der schmerzliche Hilferuf eines Kindes jäh empor. Er rieb sich die Augen und horchte: «Vater! Vater! hilf mir!» klang es wiederholt. Noch schlaftrunken und ungewiss, woher der Schall komme, lehnte sich Johann Federmann aus dem Fenster. Eine laue, duftgetränkte und doch erfrischende Luft umflutete und ermunterte ihn. Der Regen schien allen Rauch und Staub weggewaschen zu haben; die Höfe lagen totenstill und die verworren ineinander geschobenen Häuserwände schimmerten unter dem schwarzblauen, sternlosen Himmel wie ungeheure Grabsteine. Auch die Werkstätte von Federmanns Hausmeister war stumm, aber in seiner Wohnung brannte Licht.

«Oh, nimm das Feuer fort! Das Feuer! ... Ich will ja recht brav sein! ... Oh, mein Kopf, mein Kopf — ich brenne — hilf, Vater — komm und hilf!»

Diese Stimme eines kranken Kindes kam aus der Wohnung von Federmanns Hausmeister.

Nun sprach auch er. Er sprach, so sanft die natürliche Rauheit seiner Stimme es gestattete, dem Kleinen Trost zu, versprach alles Spielzeug der Welt und Schmerzlosigkeit und baldige Weihnachten ... Dann hörte Johann Federmann ihn singen:

«Mein Bübchen, du sollst lustig sein,
Sollst tanzen und sollst lachen;
Das wird die Bäcklein rot wie Wein
Und hell die Augen machen! ...

Während des Gesanges wurde droben neben der Krankenstube ein dunkles Fenster geöffnet. Federmann sah eine Frauengestalt sich hastig hinausbeugen und hörte sie krampfhaft schluchzen. Dann zog sie sich zurück und ihr Schatten bewegte sich wieder hinter den weissen Vorhängen der erleuchteten Stube.

Eine Weile blieb es still; aber bald hob die Klage des Knaben von rotem Feuer und wilden Männern, von sausenden Winden und schwirrenden Vögeln aufs neue an. Dieses Flehen und wache Träumen rührte Johann Federmann ans Herz. Ihm war es, als hörte er durch Dunkelheit und Stille die klagende Seele der Nacht. Er konnte nicht länger mehr dem Jammer zuhören, schloss das Fenster und warf sich auf sein Lager ...

*

Waren es die «singenden Vögel», welche ihm den Morgenschlaf so dumpf und unruhig machten? Horchte er unbewusst, ob der kranke Knabe noch in Fieberträumen spräche, oder lauschte er nach dem fröhlichen Lärm der Werkstätte aus? Johann Federmann wachte zwei-, dreimal auf, horchte und versank wieder in Vergessen. Als er endlich, völlig ermuntert und angekleidet, mit geklärten Augen ans Fenster trat, hatte die Sonne längst den ganzen Himmel mit ihrem Licht getränkt, und selbst seiner winkligen, rauchgeschwärzten Nachbarschaft einen Schimmer von Heiterkeit und Wohnlichkeit verliehen! Aber trotz der späten Morgenstunde erschallte aus dem Hinterhaus nicht das traute Geräusch der Arbeit. Die Fenster standen offen und Federmann sah zwei Gesellen auf einer Hobelbank sitzen und Karten spielen. Der dritte Geselle sass rittlings auf einem Stuhl und sah seinen Kameraden beim Spiele zu, hin und wieder eine dicke Rauchwolke paffend. Auch der Bierkrug fehlte nicht und wanderte fleissig von Hand zu Hand.

Und doch war kein Feiertag! Die Werkstätte selbst schien weder gescheuert noch aufgeräumt zu sein. Die Werkzeugkasten hingen zur Hälfte leer und ihr Inhalt lag da und dort, wie er gestern gebraucht worden war. In den Höfen hingen Frauen Wäsche auf oder klopfen den Staub aus den Teppichen; und ein anderer Nachbar von Johann Federmann, ein Flickschuster, der seinen Arbeitstisch am Fenster hatte, liess flink die Nadel gehen ... Es war kein Feiertag!

«Mutter, darf ich nicht zu Heinz hinauf?» fragte ein krausköpfiger Knabe seine Mutter, die am Brunnen des Nachbarhofes stand. Heinz hiess des Hausmeisters kranker Sohn.

«Ach, du lieber Gott», sagte sie, «da müsstest du hoch hinauf.»

Johann Federmann sah jetzt hinauf; aber die weissen Vorhänge in des Schreinermeisters Wohnung waren herabgelassen und niemand zeigte sich.

Da wusste Johann Federmann, was jene Frau unter dem «hoch hinauf» verstand! Der kleine Heinz hatte seine erschrockenen Augen für immer geschlossen ... Der kleine Heinz war tot ...

Abends sah Johann Federmann den Meister in der Laube sitzen. Er trat hinzu, nahm seine rauhe Hand und sprach, was ihm das Herz eingab.

Von dieser Stunde an waren die beiden Männer Freunde und nicht selten sass Johann Federmann jetzt, wie der selige Heinz, auf einem unfertigen Schrank oder Kasten und sah dem Meister zu, wie er mit Säge und Hohlhobel hantierte.

Ankunft in Veracruz

Von David Dodge

Veracruz war noch heisser und feuchter als der Urwald. Ganz Mexiko schmachtete seit Wochen unter einer Hitzewelle, und selbst in Mexico City, in beinahe 2300 Meter Höhe, war es ungemütlich warm gewesen. Aber hier unten, im Küstengebiet mit seiner hohen Luftfeuchtigkeit, war die Hitze kaum noch erträglich. Ich fühlte mich so klebrig wie ein halbzerkautes Karamelbonbon, als ich bei Sonnenuntergang die Stadtmitte erreichte und anhielt, um einen jungen Polizisten nach einem Hotel zu fragen.